

## **1. Berliner Gespräch zum Verhältnis der Wissenschaft zur Gesellschaft**

**16. und 17. November 2001**

**Berlin**

**Eine gemeinsame Veranstaltung**

**der**

**Robert Bosch Stiftung**

**und der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius**

Am Elfenbeinturm der Wissenschaft wird bei uns in Deutschland seit etwa 2-3 Jahren ganz heftig gerüttelt. Nicht nur durch die Debatte über die embryonale Stammzellforschung ist das Verhältnis der Wissenschaft zur Öffentlichkeit ein Thema geworden. Hier wird reflektiert, da geforscht, dort inszeniert und diskutiert und vor allem vorgeführt: Auf Messen, In Labors, in Ausstellungen, auf Podien und in Fernsehshows.

Mit dem 1. Berliner Gespräch zum Verhältnis der Wissenschaft zur Gesellschaft am 16. und 17. November 2001 hat die Robert Bosch Stiftung gemeinsam mit der ZEIT-Stiftung zum ersten Mal den Versuch unternommen, eine Zwischenbilanz zu diesen Aktivitäten zu ziehen. Gegenstand des 1. Berliner Gesprächs waren eine Bestandsaufnahme und kritische Analyse der gegenwärtigen, vielfältigen Dialogbemühungen zwischen der Wissenschaft und anderen gesellschaftlichen Gruppen. Ziel war es dabei, ein breites Spektrum von Stimmen und Positionen zu hören. So gehörten dem Teilnehmerkreis die Vorsitzende der Enquetekommission „Recht und Ethik in der modernen Medizin“ des deutschen Bundestags, hochrangige Vertreter von Forschungsförderorganisationen und Politik, Museumsdirektoren, Wissenschaftsjournalisten aus Presse und Fernsehen, Wissenschaftler aus Hochschulen und Industrie, hochrangigen Hochschulvertreter, Bürgermeisterinnen und Lehrer an.

### **Ergebnisse:**

Es wurde sichtbar, daß es die unterschiedlichsten Ziele, Interessen und Erwartungen gibt, die von den Akteuren im Wissenschaftsdialog eine Vielzahl von sprachlichen, sozialen und anderen Kompetenzen erfordern. Im Gespräch wurden die Erfolge, aber auch Defizite deutlich. So war bisher bei vielen Aktionen, etwa im Rahmen von „Wissenschaft im Dialog“ unklar, wer genau mit welchem Ziel welchen Adressaten anzusprechen versucht. Das wirft auch die Frage nach der Eignung der gewählten Kommunikations- und Aktionsformen auf.

Einige der typischen Defizite, die im Berliner Gespräch immer wieder benannt werden, sollen im folgenden für die verschiedenen Akteure kurz skizziert werden.

### **1. Bisherige Initiativen:**

Die bisherigen Initiativen sind durchaus geeignet, Differenzen zwischen Selbstbild und Außenwahrnehmung abzubauen und Begeisterung für Wissenschaft zu wecken. Ob sie aber auch Orientierungswissen vermitteln und die Akzeptanz für wissenschaftliche Entwicklungen fördern, ist bislang nicht untersucht bzw. nachgewiesen.

Vorhandene Studien zu den gesellschaftlichen Erwartungen an die Wissenschaft werden bisher kaum zur Kenntnis genommen. Dies kann ein Grund dafür sein, dass die Ziele der Bewegung nicht oder nur ungenau definiert werden. Zudem sind viele divergierende Interessen im Spiel, eine systematische Evaluation und Erfolgskontrolle findet bisher nicht statt.

#### Strategien und Lösungen:

Zunächst gilt es, die eigenen Ziele genauer zu definieren und vorhandene Motive offen zu legen. Es müssen dazu auf den jeweiligen Zweck abgestufte Erfolgskriterien entwickelt werden. Um die Entwicklung zu stabilisieren, müssen auf allen Ebenen – vom einzelnen Forschern bis zu den Institutionen – Anreize geschaffen werden. Nach dem Anstoß durch den Stifterverband müssen nun die beteiligten Institutionen selbst die Verantwortung für die Fortführung des Dialogs übernehmen. Dialogbemühungen sind nur dann erfolgreich, wenn sie nicht nur event-Charakter besitzen, sondern dauerhaft und mit nachhaltiger Wirkung geführt werden.

## **2. Die Wissenschaftler**

#### Die Anforderungen,

die an die Wissenschaftler im Dialog gestellt werden, sind hoch und stehen oft im Widerspruch zum bisherigen Selbstverständnis und Anforderungsprofil vieler Forscher und Institutionen.

Wissenschaftler(innen) sollen

- sprachfähig sein, aber auch zuhören können
- Bürgernähe auf Augenhöhe suchen, aber auch zu politischer Einschätzung und Beratung fähig sein.
- sich den Medien öffnen, aber auch den Umgang mit Medienscheitern souverän beherrschen
- ihre Arbeit und Ergebnisse offen und transparent darstellen, was z.B. auch die Offenlegung ökonomischer und anderer (Eigen-)Interessen beinhaltet.

#### Die Realität

sieht anders aus. Ihre Ausbildung bereitet Forscher auf den Umgang mit Medien und Öffentlichkeit bisher nicht vor. Kommunikative Fähigkeiten (die auch im Umgang mit anderen Disziplinen hilfreich wären,) werden weder in Schule noch in der Hochschule vermittelt. Vor allem junge Wissenschaftler stehen unter einem Zeit- und Erfolgsdruck, der ihnen Öffentlichkeitsarbeit als karrieregefährdende Zeitverschwendung erscheinen lässt. Den wenigen, die Talent und Motivation für den Dialog mitbringen, droht der „Burn-out“ in der Öffentlichkeit.

Zudem erliegen viele Wissenschaftler immer noch dem Vorurteil, mehr vermitteltes Wissen erzeuge automatisch auch mehr Verständnis und damit mehr Akzeptanz für ihr Forschungsfeld. Da dies nicht so ist (wie bisherige Studien zeigen,) ist bei vielen Dialogbemühungen auf Dauer die Demotivation programmiert. Die Schwächen in den gegenwärtigen Bemühungen zeigen deutlich, dass Forscher auf künftige, noch weitreichendere gesellschaftliche Auseinandersetzungen um wissenschaftliche Themen nicht vorbereitet

sind. Denn die Debatte um die Stammzellforschung, so heftig sie auch in Medien und Politik geführt wurde, betraf tatsächlich nur wenige Bürger in direkter Weise. Das wird bei künftigen Diskussionen (etwa über die Anwendung der Gendiagnostik) anders sein – je mehr Menschen persönlich von den Auswirkungen wissenschaftlicher Entwicklungen betroffen sind, so steht zu erwarten, um so heftiger werden die Auseinandersetzungen darum geführt werden.

#### Strategien und Lösungsvorschläge:

Es müssen klare Anreize für den einzelnen Forscher geschaffen werden, den Dialog außerhalb des Labors zu suchen. Entsprechende Initiativen sollten bei Ausschreibungen, Berufungen, Evaluationen und Fördermaßnahmen ebenso berücksichtigt werden, wie Leistungen in Forschung und Lehre. Der Anreiz allein reicht nicht aus. Schulungs- und Weiterbildungsangebote sowie unterstützende Infrastrukturen (z.B. Pressestellen, PR-Abteilungen) müssen vielerorts erst noch geschaffen werden. Damit solche Angebote in Anspruch genommen werden, muss in der Forschergemeinde ein grundsätzlicher Bewusstseinswandel einsetzen, der von den bisherigen Initiativen zwar angestoßen worden ist, bisher aber nur einzelne erreicht hat. Die Erkenntnis: „Wer popularisiert, gefährdet nicht die Wissenschaft, sondern sichert im Gegenteil ihre Existenz“, müsste sich bei allen Vertretern durchsetzen. Dazu ist es notwendig, die Einzelinitiativen besser zu vernetzen und die gewonnenen Erfahrungen auszutauschen.

### **3. Die Institutionen**

Die Hochschulen und Forschungsinstitute müssen offener und transparenter werden. Für ratsuchende Journalisten, aber auch Bürger, Lehrer und andere gesellschaftliche Gruppen, muss es geeignete Anlaufstellen und Ansprechpartner geben.

#### Die Realität

ist eine ganz andere. Viele Institutionen haben keine oder nur schlecht ausgestattete Pressestellen und PR-Abteilungen. Den Öffentlichkeitsarbeitern fehlt es oft an Know-how und Unterstützung aus den eigenen Instituten. Auch institutsinterne Auseinandersetzungen und Machtansprüche behindern die Arbeit.

#### Strategien und Lösungen:

Auch auf institutioneller Ebene muss ein Bewusstseinswandel einsetzen. Professionelle Öffentlichkeits- und Pressearbeit bedarf entsprechenden Budgets und Personals. Der zunehmende Wettbewerb zwischen den Institutionen kann dabei eine Chance sein. Zudem sollte die Außendarstellung bei der Evaluation von Institutionen und schon beim Aufbau neuer Institute mitberücksichtigt werden. Auch die Institutionen bedürfen dabei unterstützender Strukturen wie Wettbewerbsagenturen und fachlicher Beratung.

### **4. Journalisten:**

Von Journalisten wird Sprach- und Sachkompetenz erwartet. Sie sollten Überblick und Einblicke gewinnen, dabei aber gleichzeitig professionelle Distanz wahren. Sie sind nicht nur – wie viele Forscher fälschlicherweise meinen – Übersetzer fachwissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern auch kritische Kommentatoren und üben als Anwälte der Öffentlichkeit eine Kontrollfunktion aus.

### Die Situation:

Die zunehmende Beschleunigung zeigt sich nicht nur im Wissenschaftsbetrieb, sondern auch in den Redaktionen. Zeit- und Publikationsdruck sind beiden Seiten gemeinsam. Verschiedene Medien bedingen unterschiedliche Inszenierungen, die zwangsläufige Verkürzung von Inhalten (etwa im Fernsehen) zwingt zur "Professionalisierung der Trivialität". Auch bei den Wissenschaftsjournalisten gibt es Ausbildungsdefizite, vor allem Forscher beklagen, dass vielen Journalisten die eigene Erfahrung im Wissenschaftsbetrieb fehle.

### Strategien und Lösungen:

Der Journalist im Genlabor ist nur ein Teil der Lösung; ebenso wünschenswert wäre auch der Forscher, der die Realität von Redaktionen kennen lernt.

## **5. Die Schulen**

Die Schulen nehmen eine Schlüsselstellung ein. Dort werden die Grundlagen für das Wissenschaftsverständnis, aber auch für die spätere Dialogfähigkeit geschaffen. Der Schulunterricht soll Neugierde wecken, Begeisterung für wissenschaftliche Fragestellungen vermitteln, aber auch darauf vorbereiten, dass Wissenschaft nicht immer einfache Antworten liefert, sondern dass auch Unsicherheit und Ambivalenz Elemente wissenschaftlicher Forschung sind.

### Die Situation:

Viele Lehrer bzw. Initiativen bemühen sich bereits um einen attraktiveren Unterricht. Doch oft sind solche Aktionen auf das Engagement einzelner Personen zurückzuführen, die in ihrem schulischen Umfeld wenig Förderung erfahren. Auch am Erfahrungsaustausch untereinander mangelt es. Starre Lehrpläne, mangelnde Ausstattung und eine vernachlässigte Lehrerausbildung stehen den Reformbemühungen vielfach entgegen.

### Strategien und Lösungsvorschläge:

Schulen und Lehrer können vom Kontakt mit Forschern und Wissenschaftsinstitutionen auf vielfache Weise profitieren. Schüler und Lehrer erleben Wissenschaft nicht nur als abstrakte Größe, sondern als persönliches Unternehmen, das von Menschen gemacht ist und (zum Teil) zu ganz praktischen Anwendungen führt. Durch Schullabore an Universitäten (wie z.B. das X-Lab oder andere Initiativen) lässt sich außerdem das Problem mangelnder Ausstattung zum Teil lösen.

Doch bei all diesen Aktivitäten ist ein dauerhafter Kontakt zwischen Lehrern, Schülern und Forschern unabdingbar. Nur „nachhaltige“ Initiativen können tatsächlich auf Dauer den Schulunterricht und damit auch das Image der Wissenschaften verbessern. Solche Erfahrungen müssen auch in die Lehrerausbildung und in die Lehrplangestaltung einfließen. Außerdem ist eine Vernetzung und Evaluation bisheriger Schulinitiativen dringend wünschenswert.

## **6. Die Scharniere**

Im Berliner Gespräch wurde von allen Seiten immer wieder die Bedeutung der „Scharniere“, der Übergangs- und Bruchstellen zwischen den verschiedenen Ebenen betont. Von der „Anschlussfähigkeit“ am

Übergang von der Schule an die Universität über Kooperationen zwischen Forschern und Journalisten bis zu Bürgerforen, in denen Bürger Politikberatung betreiben.

Wie der Dialog an solchen Übergangsstellen gestaltet werden kann, ob etwa intermediäre Institutionen zu einer besseren Verständigung und einem offeneren Austausch beitragen können, blieb dabei offen.

Doch nicht nur an den Übergängen, auch innerhalb der einzelnen Ebenen sollten Plattformen und Orte des Austauschs gebildet werden. Dazu hat „Wissenschaft im Dialog“ einen Anstoß gegeben, dessen erste Erfolge es nun nachhaltig auszubauen gilt.

## **7. Nützliche Links**

<http://www.zeit.de/Schwerpunkte/Hochschule/Lerninitiativen/Beschreibung.html>

Diverse Artikel zu Reformversuchen des (Wissenschafts-)Unterrichts sowie viele links zu einzelnen Initiativen (u.a. Nat-working, X-lab etc...)

<http://www.royalsoc.ac.uk/scienceinsociety/index.html>

Das "Science in Society"-Programm der Royal Society.